



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Das Gelübde.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

das Andenken des Vaters schändeten, trieben auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt. So hatte der Großonkel alles erzählt, nun nahm er meine Hand und sprach, indem ihm volle Thränen in die Augen traten, mit sehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch sie, die holde Frau, hat das böse Verhängniß, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammschlosse hauset, erweilt! Zwei Tage, nachdem wir R..sitten verlassen, vorkalkete der Freiherr zum Beschluß eine Schlittensfahrt. Er selbst fährt seine Gemahlin, doch, als es thalwärts geht, reißn die Pferde plötzlich auf unbegreifliche Weise scheu geworden aus in vollem wüthenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte ist hinter uns her!“ schreit die Baronin auf mit schneidender Stimme. In dem Augenblick wird sie durch den Stoß, der den Schlitten unwirkt, weit fortgeschleudert. — Man findet sie leblos — sie ist hin! — Der Freiherr kann sich nimmer trösten, seine Ruhe ist die eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..sitten, Vetter!“ —

Der alte Großonkel schwieg, ich schied von ihm mit zerissenem Herzen, und nur die Alles beschwichtigende Zeit konnte den Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müssen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längst im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlassen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüstend über ganz Deutschland hinrauschte, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreise, nicht mehr weit von R., fuhr ich in einer finstern Sommernacht dem Gestade der Dniester entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen, gewahrte ich wohl an der rothen, flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein starkes Feuer seyn müsse, ohne zu begreifen, wie es so hoch in den Lüften schweben könne. „Schwager! was ist das für ein Feuer, dort vor uns?“ frug ich den Postillon. „Si,“ erwiderte dieser, „das ist kein Feuer, das ist der Leuchtturm von R..sitten!“ R..sitten! so wie der Postillon den Namen nannte, sprang in hellem Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbsttage hervor, die ich dort verlebte. Ich sah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich selbst mit blankem Milchgesicht, schon kreißend und gepudert, in zartem Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen leucht, mit Lammertied auf seiner Liebsten Braut! — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebt, flackerten wie bunte Lichterchen V. . . s berbe Späße auf, die mir nun ergöglicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Lust bewegt, stieg ich am frühen Morgen in R..sitten aus dem Wagen, der vor der Posterpöbition hielt. Ich erkannte das Haus des Dekonomie-Inspektors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub,“ sprach der Postschreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „hier ist kein Dekonomie-Inspektor, es ist ein königliches Amt, und der Herr Amtsrath beliebt noch zu schlafen.“ Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß schon vor sechszehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbesitzer, ohne Deszendenten gestorben und das Majorat der Stiftungskunde gemäß dem Staate anheimgefallen sey. — Ich ging hinauf nach dem Schlosse, es lag in Ruinen zusammengehürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zum Leuchtturm benutzt, so versicherte ein alter Bauer, der aus dem Höhlenwalde kam, und mit dem ich mich in's Gespräch einließ. Der wußte auch noch von dem Epuk zu erzählen, wie er auf dem Schlosse gehaust haben sollte, und versicherte, daß noch jetzt sich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klageklänge in den Gestein hören ließen.

Armer alter, kurzschichtiger Roderich! welche böse Macht beschworst du herauf, die den Stamm, den du mit fester Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachtest, im ersten Aufkeimen zum Tode vergiftete!

Das Gelübde.

Am Michaelistage, eben als bei den Carmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Postpferden bespannter stattlicher Reisewagen donnernd und rassend durch die Gassen des kleinen polnischen Grenzstädtchens L., und hielt endlich still vor der Hausthür des alten deutschen Bürgermeisters. Neugierig steckten die Kinder die Köpfe zum Fenster heraus, aber die Hausfrau stand auf von ihrem Sitze und rief, indem sie ganz unmutig ihr Nähzeug auf den Tisch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer schnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unser stilles Haus für eine Gastwirthschaft halten, das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum hast Du auch die steinerne Taube über der Thür auf's neue vergolden lassen?“ Der Alte lächelte schlau und bedeutsam ohne etwas zu erwidern; im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgebürstet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganze erstaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, stand er schon, sein Samtmüschchen unterem Arm, so daß sein silberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufschimmerte, vor dem Rutschschlage, den indessen ein Diener geöffnet. Eine ältliche Frau im grauen Reisemantel stieg aus dem Wagen, ihr folgte eine hohe, jugendliche Gestalt mit dicht verhülltem Antlitz, die auf des Bürgermeisters Arm gestützt in das Haus hinein mehr wankte als schritt, und kaum in's Zimmer getreten, wie halb entseelt in den Lehnstuhl sank, den die Hausfrau auf des Alten Winkel schnell herangerückt. Die ältere Frau sprach leise und sehr wehmüthig zu dem Bürgermeister: „Das arme Kind! — ich muß wohl noch einige Augenblicke bei ihr verweilen,“ damit machte sie Anstalt ihren Reisemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeisters ältere Tochter bestand, so daß bald ihr Nonnengewand, so wie ein auf der Brust funkelndes Kreuz sichtbar wurde, welches sie als Klostertochter eines Cisterzienser Nonnenklosters darstellte. Die verhüllte Dame hatte unterdessen nur durch ein leises, kaum vernehmbares Nychzen kund gethan, daß sie noch lebe, und endlich die Hausfrau um ein Glas Wasser gebeten. Die brachte aber allerlei stärkende Tropfen und Essenzen herbei, und pries ihre Wunderkraft, indem sie die Dame bat, doch nur die dicken, schweren Schleier, die ihr alles freie Athmen verhindern müßten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abscheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorschlag, und selbst, als sie endlich es sich gefallen ließ, den Duft einer starken Lebensessenz einzuziehen, als sie etwas von dem verlangten Wasser, in das die besorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixirs hineingethan, genoss, that sie alles dieß unter den Schleiern, ohne sie nur im mindesten zu lüpfen. „Ihr habt doch, mein lieber, alter Herr!“ wandte sich die Klostertochter zum Bürgermeister, „Alles so bereitet, wie es gewünscht worden!“ „Ja wohl,“ erwiderte der Alte, „ich hoffe mein durchlauchtiqster Fürst soll mit mir zufrieden seyn, so wie die Dame, für die ich Alles zu thun bereit bin, was nur in meinen Kräften steht.“ „So laßt mich,“ fuhr die Klostertochter fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein.“ Die Familie mußte das Zimmer verlassen.

Man hörte, wie die Aebtissin eifrig und salbungsvoll der Dame zusprach, und wie diese endlich auch zu reden begann mit einem Ton, der tief bis in's Herz drang. Ohne gerade zu horchen, blieb denn doch die Hausfrau an der Thüre des Zimmers stehen, indessen wurde italienisch gesprochen, und selbst dieß machte für sie den ganzen Auftritt geheimnißvoller und vermehrte die Bekommenheit, welche ihr den Mund verschloß. Frau und Tochter trieb der Alte fort, um für Wein und andere Erfrischungen zu sorgen, er selbst ging in das Zimmer zurück. Getrösteter, gefasster schien die verschleierte Dame, welche mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor der Aebtissin stand. Diese verschmähte es nicht, etwas von den Erfrischungen anzunehmen, die ihr die Hausfrau darbot, dann rief sie: „Nun ist es Zeit!“ Die verschleierte Dame sank nieder auf die Knie, die Aebtissin legte die Hände auf ihr Haupt und sprach leise Gebete. Als diese geendet, schloß sie, indem häufige Thränen ihr über die Wangen rollten, die Verschleierte in die Arme und drückte sie heftig wie im Uebermaß des Schmerzes an die Brust, dann gab sie gefaßt und würdevoll der Familie die Benediction, und eilte, vom Alten geleitet, rasch in den Wagen, vor dem die frisch angelegten Postpferde laut wieherten. In vollem Tuschgen und Blasen jug der Postillon durch die Gassen zum Thor hinaus. Als nun die Hausfrau gewahrte, daß die verschleierte Dame, für die man ein paar schwere Koffer vom Wagen abgepackt und hineingetragen, da blieb, wohl gar auf lange Zeit eingezogen sey, konnte sie sich gar nicht lassen vor peinlicher Neugier und Sorge. Sie trat hinaus auf den Hausflur und dem Alten der eben in das Zimmer wollte, in den Weg. „Um Christus willen,“ flüsterte sie leise und ängstlich, „welch' einen Gast bringst Du mir in's Haus, denn Du weißt ja doch von Allem und hast es mir nur verschwiegen.“ „Alles was ich weiß, sollst Du auch erfahren,“ erwiderte der Alte ganz ruhig. „Ach, ach!“ fuhr die Frau noch ängstlicher fort, „Du weißt aber vielleicht nicht Alles; wärest Du nur jetzt im Zimmer gewesen. So wie die Frau Aebtissin abgefahren, mochte es der Dame doch wohl zu bekommen werden in ihren dicken Schleiern. Sie nahm den großen schwarzen Kreppflor, der ihr bis an die Knie reichte, herab, und da sah ich“ — „Nun was sahst Du denn?“ fiel der Alte der Frau, die zitternd sich umschaute, als erblickte sie Gespenster, in die Rede. „Nein,“ sprach die Frau weiter, „die Gesichtszüge konnte ich unter den dicken Schleiern gar nicht deutlich erkennen, aber wohl die Todtenfarbe, ach die grauliche Todtenfarbe. Aber nun Alter, nun merk' auf: deutlich, nur zu deutlich, ganz sonnenklar liegt's am Tage, daß die Dame guter Hoffnung ist. In wenigen Wochen kommt sie in's Kindbett.“ „Das weiß ich ja, Frau,“ sprach der Alte ganz mürrisch, „und damit Du nur nicht umkommen mögest von Neugier und Unruhe, will ich Dir mit zwei Worten alles erklären. Wißte also, daß Fürst Z., unser hoher Hönner, mir vor einigen Wochen schrieb, die Aebtissin des Cisterzienserklosters in D. würde mir eine Dame bringen, die ich bei mir in meinem Hause aufnehmen sollte, in aller Stille, jedes Aufsehen sorglich vermeidend. Die Dame, welche nicht anders genannt seyn wolle, als schlechtweg Cölestine, werde bei mir ihre nahe Entbindung abwarten, und dann nebst dem Kinde, das sie geboren, wieder abgeholt werden. Füge ich nun noch hinzu, daß der Fürst mir mit den eindringlichsten Worten die sorgsamste Pflege der Dame empfohlen und für die ersten Auslagen und Bemühungen einen tüchtigen Beutel mit Dukaten, den Du in meiner Commode finden und beäugeln kannst, beigelegt hat, so werden wohl alle Bedenken aufhören.“ „So müssen wir,“ sprach die Hausfrau,

„vielleicht arger Sünde, wie sie die Vornehmen trübten, die Hand bieten.“ Noch ehe der Alte darauf etwas zu wiedern konnte, trat die Tochter zum Zimmer herein und rief ihn zur Dame, welche sich nach Ruhe sehnte und in das für sie bestimmte Gemach geführt zu werden wünschte. Der Alte hatte die beiden Zimmerchen des obren Stock so gut ausschmücken lassen, als er es nur vermochte, und war nicht wenig betreten, als Cölestine fragte, ob er außer diesen Gemächern nicht noch eins, dessen Fenster hinten heraus gingen, besäße. Er verneinte das und sagte nur, ein ganz gewissenhaft zu seyn, hinzu, daß zwar noch ein einziges Gemach mit einem Fenster nach dem Garten heraus, vorhanden, dieß dürfte aber gar kein Zimmer, sondern nur eine schlechte Kammer genannt werden; kaum so geräumig, um ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl hinein zu stellen, ganz einer elenden Klosterzelle gleich. Cölestine verlangte augenblicklich diese Kammer zu sehen, und erklärte, kaum hineingekommen, daß eben dieses Gemach ihren Wünschen und Bedürfnissen angemessen sey, daß sie nur in diesem und keinem andern wohnen, und es nur dann, wenn ihr Zustand durchaus größern Raum und eine Krankenwärterin erfordern sollte, mit einem größern vertrauchen wolle. Verglich der Alte jetzt dieses enge Gemach mit einer Klosterzelle, so war es andern Tages ganz dazu geworden. Cölestine hatte ein Marienbild an die Wand geheftet und auf den alten, hölzernen Tisch, der unter dem Bilde stand, ein Crucifix hingestellt. Das Bett bestand in einem Strohsack und einer wollenen Decke, und außer einem hölzernen Schemmel und noch einem kleinen Tisch, litt Cölestine kein anderes Geräth. Die Hausfrau, ausgeföhnt mit der Fremden durch den tiefen, zehrenden Schmerz, der sich in ihrem ganzen Wesen offenbarte, glaubte nach gewöhnlicher Weise sie aufzutern, unterhalten zu müssen; die Fremde bat aber mit den rührendsten Worten, eine Einsamkeit nicht zu verstören, in der allein mit ganz der Jungfrau und den Heiligen zugewandtem Sinn sie Tröstung finde. Zwei Tages, so wie der Morgen graute, bezog sich Cölestine zu den Carmelitern, um die Frühmesse zu hören; den folgenden Tag schien sie unausgesetzt Andachtsübungen genüßet zu haben, denn so oft es auch nöthig wurde sie in ihrem Zimmer aufzusuchen, fand man sie entweder betend oder in frommen Büchern lesend. Sie verschmähte andere Speisen als Gemüse, anderes Getränk als Wasser, und nur bei dringendsten Vorstellungen des Alten, daß ihr Zustand, das Wesen, das in ihr lebe, bessere Kost fordere, konnten sie endlich vermögen zuweilen Fleischbrühe und etwas Wein zu genießen. Dieses strenge, klostertliche Leben, hielt es auch jeder im Hause für die Ursache begangener Sünde, erweckte doch zu gleicher Zeit inniges Mitleiden und tiefe Ehrfurcht, wozu denn auch der Adel ihrer Gestalt, die siegende Anmuth jeder ihrer Bewegungen nicht wenig beitrug. Was aber diesen Gesübten für die fremde Heilige etwas schauerliches beimißte, war der Umstand, daß sie die Schleier durchaus nicht ablegte, so daß keiner ihr Gesicht zu erkennen vermochte. Niemand kam in ihre Nähe, als der Alte und der weltliche Theil seiner Familie, und diese, niemals aus dem Städtchen gekommen, konnten unmöglich durch das Wiedererkennen eines Gesichts, das sie vorher nicht gesehen, dem Geheimniß auf die Spur kommen. Wozu also die Beobachtung? — Die geschäftige Fantasie der Weiber erfand bald ein grauliches Märchen. Ein fürchterliches Abgriech (so lautete die Fabel), die Spur der Teufelskraft, hatte das Gesicht der Fremden gräßlich verzerrt, und darum die dicken Schleier. Der Alte hatte Mühe, dem Gerüchte zu steuern und zu verhindern, daß wenigstens vor der Thür seines Hauses nicht abentheuerliches von der Fremden geschwätzt wurde, deren Aufenthalt in das

Bürgermeisters Hause freilich in der Stadt bekannt geworden. Ihre Gänge nach dem Carmeliterkloster blieben auch nicht unbemerkt, und bald nannte man sie des Bürgermeisters schwarze Frau, womit freilich sich von selbst die Idee einer spulhaften Erscheinung verband. Der Zufall wollte, daß eines Tages, als die Tochter der Fremden die Speisen in das Zimmer brachte, der Luftstrom den Schleier erfaßte und aufhob; mit Blitzesschnelle wandte sich die Fremde, so daß sie sich in demselben Moment dem Blick des Mädchens entzog. Diese kam aber erbläst und an allen Gliedern zitternd herab. Keine Verzerrung, aber so wie die Mutter ein todtblaues, hatte sie ein marmorweißes Antlitz erschaut, aus dessen tiefen Augenhöhlen es seltsam hervorblühte. Der Alte schob mit Recht viel auf des Mädchens Einbildung, aber auch ihm war es, im Grunde genommen, so zu Muth wie allen; er wünschte das verflörende Wesen, trotz aller Frömmigkeit, die es bewies, fort aus seinem Hause. Bald darauf weckte in einer Nacht der Alte die Hausfrau und sagte ihr, daß er schon seit einigen Minuten ein leises Wimmern und Wehen, ein Klopfen vernehme, das von Cölestines Zimmer zu kommen scheine. Die Frau, von der Ahnung ergriffen, was das seyn könne, eilte hinaus. Sie fand Cölestine, angezogen und in ihre Schleier gewickelt, auf dem Bette halb ohnmächtig liegen, und überzeugte sich bald, daß die Niederkunft nahe sey. Schnell traf man die längst vorbereiteten Anstalten, und in weniger Zeit war ein gesundes, helles Knäblein geboren. Dieß Ereigniß hatte man es auch längst vorausgesehen, trat doch wie unerwartet ein, und vernichtete in seinen Folgen das trübende unheimliche Verhältniß der Fremden, welches auf der Familie schwer gelastet hatte. Der Knabe schien, wie ein süßender Mittler, Cölestine dem Menschlichen wieder näher zu bringen. Ihr Zustand litt keine strenge ascetische Übungen, und indem ihre Hülflosigkeit ihr die Menschen, welche sie mit liebender Sorgfalt pflegten, aufnöthigte, gewöhnte sie sich mehr und mehr an ihren Umgang. Die Hausfrau dagegen, die nun die Kranken warten, ihr selbst die nahrhafte Suppe kochen und darrreichen konnte, vergaß in dieser häuslichen Sorge alles Böse, was ihr sonst über die räthselhafte Fremde in den Sinn gekommen. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr ehbares Haus vielleicht zum Schlafwinkel der Stände dienen sollte. Der Alte jubelte ganz verzückt und hätschelte den Knaben, als sey ihm ein Enkelkind geboren, und er, wie alle übrige, hatten sich dar zu vereinigt, daß Cölestine verschleiert blieb, ja selbst während der Entbindung. Die Behmutter hatte ihr geschworen müssen, daß, trete ja ein Zustand der Bewusstlosigkeit ein, doch die Schleier nicht gelüftet werden sollten, wiewohl von ihr, der Behmutter selbst, im Fall der Todesgefahr. Es war gewiß, daß die Alte Cölestine unverschleiert gesehen, sie sagte aber darüber nichts, als: „Die arme, junge Dame muß sich ja wohl so verhalten!“ — Nach einigen Tagen erschien der Carmelitermönch, der den Knaben gekauft hatte. Seine Unterredung mit Cölestine, niemand durfte zugegen seyn, dauerte länger als zwei Stunden. Man hörte ihn eifrig sprechen und weinen. Als er fortgegangen, fand man Cölestine im Lehnstuhl sitzend, auf dem Schooße den Knaben, um dessen kleine Schultern ein Stapulier gelegt war, und der ein Agnuedei auf der Brust trug. Wochen und Monate vergingen, ohne daß, wie der Bürgermeister geglaubt hatte, und wie es ihm auch vom Fürsten J. gesagt worden, Cölestine mit dem Kinde abgeholt wurde. Sie hätte ganz eintreten können in den friedlichen Kreis der Familie, wären die fatalen Schleier nicht gewesen, die immer den letzten Schritt zur freundlichen Annäherung hemmten. Der Alte nahm es sich heraus, dieß der

Fremden selbst freimüthig zu äußern, doch als sie mit dumpfem, feierlichem Ton erwiderte: „Nur im Tode fallen diese Schleier,“ schwieg er davon und wünschte auf's Neue, daß der Wagen mit der Hebtiffin erscheinen möge. Der Frühling war herangekommen, von einem Spaziergange kehrte die Familie des Bürgermeisters beim Blumensträuße in den Händen tragend, deren schönste der frommen Cölestine bestimmt waren. Eben als sie in's Haus treten wollten, sprenge ein Reiter heran, eifrig nach dem Bürgermeister fragend. Der Alte sprach, er sey selbst der Bürgermeister und stehe vor seinem Hause. Da sprang der Reiter herab vom Pferde, das er festband an den Pfosten und stürzte mit dem gellenden Ruf: „Sie ist hier, sie ist hier,“ in's Haus und die Treppe herauf. Man hörte eine Thür einschlagen und Cölestines Angstgeschrei. Der Alte, von Entsetzen erfaßt, eilte nach. Der Reiter — wie nun sichtlich war, ein Offizier von der französischen Jägergarde mit vielen Orden geschmückt — hatte den Knaben aus der Wiege gerissen und in den Linken, mit dem Mantel umschlungenen Arm genommen; den rechten hatte Cölestine erfaßt, alle Kraft anbietend, den Räuber des Kindes zurückzubalten. Im Ringen riß der Offizier den Schleier herab — ein todtstarres, marmorweißes Antlitz, von schwarzen Locken umschattet, blickte ihn an, glühende Strahlen aus den tiefen Augenhöhlen schießend, während schneidende Jammertöne aus den halbgeöffneten, unbewegten Lippen quollen. Der Alte nahm wahr, daß Cölestine eine weiße, dicht anschließende Maske trug. „Entsetzliches Weib! willst Du, daß auch mich Deine Raserei ergreife?“ schrie der Offizier indem er sich mit Gewalt losriß, so daß Cölestine zu Boden stürzte. Nun umfaßte sie aber seine Knie, indem sie mit dem Ausdruck des unsäglichsten Schmerzes, mit einem Ton, der das Herz durchschnitt, flehte: „Laß mir das Kind! — o laß mir das Kind! — Nicht um die ewige Seligkeit sollst Du mich bringen. — Um Christus — Um der heiligen Jungfrau willen — Laß mir das Kind — laß mir das Kind!“ — Und bei diesen Jammertönen regte sich keine Muskel, regten sich nicht die Lippen des Todtenantlitzes, so daß dem Alten, der Hausfrau — Allen, die ihm gefolgt, vor Grauen das Blut in den Adern stockte! „Nein,“ schrie der Offizier wie in heller Verzweiflung, „unmenschtliches, unerbittliches Weib, das Herz konntest Du aus dieser Brust reißen, aber verderben sollst Du nicht im heillosen Wahnsinn das Wesen, das sich tröstend an die blutende Wunde legt!“ — Fester drückte der Offizier das Kind an sich, so daß es laut zu weinen begann — da brach Cölestine aus in ein dumpfes Heulen: „Rache — des Himmels Rache über Dich — Du Mörder.“ — „Laß ab! — laß ab! — fort mit Dir, Du Höllenpud!“ kreischte der Offizier, und schleuderte mit einer konvulsivischen Bewegung des Fußes Cölestine weit von sich, und wollte zur Thür hinaus. Der Alte trat ihm in den Weg, er riß aber schnell ein Zerzeroll hervor, rief, die Mündung gegen den Alten gekehrt: „Die Kugel durch den Kopf dem, der dem Vater sein Kind zu entreißen gedenkt,“ stürzte die Treppe herab, schwang sich auf's Pferd ohne das Kind zu lassen, und sprenge in vollem Galopp davon. — Die Hausfrau, voll Herzensangst, wie es nun um Cölestine stehen und was nun mit ihr anzufangen seyn würde, überwand ihr Grauen vor der entsetzlichen Todtenmaske, und eilte herauf ihr beizustehen. Wie erstaunte sie, als sie Cölestine mitten im Zimmer gleich einer Statue mit herabhängenden Armen lautlos stehen fand. — Sie redete sie an, keine Antwort. Nicht vermindert den Anblick der Maske zu tragen, hing sie ihr die Schleier um, die auf dem Boden lagen, kein Regnen und Bewegen. Cölestine war in einen automatenähnlichen Zustand gesunken, der die Hausfrau mit neuer Angst und Pein erfüllte, so daß sie ganz inbrünstig zu Gott flehte, sie nur von dieser unheimlich

den Fremden zu befreien. Ihre Bitte wurde zur Stelle erhört, denn eben hielt derselbe Wagen, der Cölestine gebracht, vor der Thüre. Die Keblisin kam, mit ihr Fürst J., des alten Bürgermeisters hoher Gönner. Als der erfahren, was sich so eben zugetragen, sprach er sehr mild und ruhig: „So kamen wir zu spät, und müssen uns wohl in Gottes Fügung schicken.“ Man brachte Cölestine herab, die sich starr und lautlos, ohne Zeichen eignen Willens und eigener Willkür, fortführen und in den Wagen setzen ließ, der schnell fortrollte. Dem Alten, der ganzen Familie war so zu Muthe, als erwachten sie nun erst aus einem bösen, spukhaften Traum, der sie sehr geängstet.

Bald darauf, als sich dies in dem Hause des Bürgermeisters von L. begeben, wurde in dem Cisterzienser Nonnenkloster zu D. eine Logenschwester mit ungewöhnlicher Feiertlichkeit begraben, und ein dumpfes Gerücht ging, daß diese Logenschwester die Gräfin Hermenegilda von C. gewesen, von der man glaubte, sie sey mit ihres Vaters Schwester, der Fürstin von J., nach Italien gegangen. Zur selbigen Zeit erschien Graf Nepomuk von C., Hermenegilda's Vater, in Warschau und trat, sich nur ein kleines Gürtchen in der Ukraine vorbehaltend, seine sämtlichen übrigen beträchtlichen Besitzungen den beiden Söhnen des Fürsten J., seinen Nefen, vermöge eines gerichtlichen Aktes, ohne Einschränkung ab. Man fragte nach der Ausstattung seiner Tochter, da hob er den düstern thränenschweren Blick gen Himmel und sagte mit dumpfer Stimme: „Sie ist ausgestattet!“

— Er nahm gar keinen Anstand, nicht allein jenes Gerücht von Hermenegilda's Tode im Kloster zu D. zu bestätigen, sondern auch das besondere Verhängniß zu offenbaren, das über Hermenegilda gewaltet und sie einer duldbenden Märtyrin, gleich frühzeitig in das Grab gezogen. Manche Patrioten, gebeugt, aber nicht zerknickt durch den Fall des Vaterlandes, gedachten den Grafen aufs neue in geheime Verbindungen zu ziehen, die die Herstellung des polnischen Staats bezweckten; aber nicht mehr den feurigen, für Freiheit und Vaterland befeelten Mann, der sonst zu jeder gewagten Unternehmung mit unerschütterlichem Muthe die Hand bot, fanden sie, sondern einen ohnmächtigen, von wildem Schmerz zerrissenen Greis, der allen Weltbündeln entfremdet im Begriff stand, sich in tiefer Einsamkeit zu vergraben. Sonst, zu jener Zeit, als nach der ersten Eheilung Polens die Insurrektion vorbereitet wurde, war des Grafen Nepomuk von C. Stammgut der geheime Sammelplatz der Patrioten. Dort entzündeten sich die Gemüther bei feierlichen Mahlen zum Kampf für das gefallene Vaterland. Dort erschien wie ein Engelsbild vom Himmel gesendet zur heiligen Weihe, Hermenegilda in dem Kreise der jungen Helden. Wie es den Frauen ihrer Nation eigen, nahm sie Theil an allen, selbst an politischen Verhandlungen und äußerte, die Lage der Dinge wohl beachtend und erwägend, in einem Alter von noch nicht sieben Jahren, zuweilen allen übrigen entgegen, eine Meinung, die von dem außerordentlichsten Scharfsinn, von der klarsten Umsicht zeigte und die mehrertheils den Ausschlag gab. Nächst ihr war niemanden das Talent des schnellen Ueberblicks, des Auffassens und scharfgeründeten Darstellens der Lage der Dinge mehr eigen, als dem Grafen Stanislaus v. R., einem feurigen, hochbegabten Jünglinge von zwanzig Jahren. So geschah es, daß Hermenegilda und Stanislaus oft allein in raschen Discussionen die zur Sprache gebrachten Gegenstände verhandelten, Vorschläge prüften — annahmen — verworfen, andere aufstellten, und daß die Resultate des Zweigesprächs zwischen dem Mädchen und dem Jünglinge oft selbst von den alten staatsklugen Männern, die zu Rathe saßen,

als das Klügste und Beste, was zu beginnen, anzuordnen werden mußten. Was war natürlicher, als an die Verbindung dieser beiden zu denken, in deren wunderbaren Talenten das Heil des Vaterlandes emporzuklimmen schien. Außerdem war aber auch die nähere Verweisung dieser Familien schon deshalb in dem Augenblicke politisch wichtig, weil man sie von verschiedenem Interesse befeelt glaubte, wie der Fall bei manchen andern Familien in Polen zutraf. Hermenegilda, ganz durchdrungen von diesen Ansichten, nahm den ihr bestimmten Gatten als ein Geschenk des Vaterlandes auf, und so wurden mit ihrer feierlichen Verlobung die patriotischen Zusammenkünfte auf dem Gute des Vaters beschloßen. Es ist bekannt, daß die Polen unterlagen, daß mit Kosciuszko's Fall eine zu sehr auf Selbstvertrauen und falsch veranlagte Rittertreue basirte Unternehmung scheiterte. Graf Stanislaus, dem seine frühere militärische Laufbahn, seine Jugend und Kraft eine Stelle im Heere anwies, hatte mit Löwenmuth gekämpft. Mit höchst schmachlicher Gefangenschaft entgangen, auf den Tod verurtheilt, kam er zurück. Nur Hermenegilda schickte ihn noch ans Leben, in ihren Armen glaubte er Trost, verlorne Hoffnung wiederzufinden. So wie er nur lächelnd von seinen Wunden genesen, eilte er auf die Güter des Grafen Nepomuk, um dort aufs neue, aufs schmerzlichste verwundet zu werden. Hermenegilda empfing ihn mit beinahe höhrender Verachtung. „Seh ich den Helden, der in den Tod gehen wollte für das Vaterland?“ — So rief sie ihm entgegen; es war, als wenn sie im thörichten Wahn Sinn den Bräutigam für einen jener Polabine der fabelhaften Ritterzeit gehalten, dessen Schwert allein Armeen vernichten konnte. Was halfen alle Beteuerungen, daß keine menschliche Kraft widerstehen vermöchte dem brausenden, alles zerstörenden Strom, der sich über das Vaterland hinabschleuderte, was half alles Flehen der inbrünstigsten Liebe; Hermenegilda, als könne sich ihr todtkaltes Herz nur im wilden Treiben der Weltbündel entzünden, blieb bei dem Entschlusse, ihre Hand nur dann dem Grafen Stanislaus geben zu wollen, wenn die Fremden aus dem Vaterlande vertrieben seyn würden. Der Graf sah zu spät ein, daß Hermenegilda ihn nie liebte, so wie er sich überzeugt mußte, daß die Bedingniß, die Hermenegilda aufstellte, vielleicht niemals, wenigstens erst in geraumer Zeit erfüllt werden konnte. Mit dem Schwur der Ewigkeit in den Tod verließ er die Geliebte und nahm französische Dienste, die ihn in den Krieg nach Italien führten. — Man sagt den polnischen Frauen nach, daß ein eigenes launisches Wesen sie auszeichne. Tiefes Gefühl, sich hingebender Leichtsin, stoische Selbstverdrängung, glühende Leidenschaft, todtkarre Kälte, alles das, was so bunt gemischt in ihrem Gemüthe liegt, erzeugt das wunderliche unsere Treiben auf der Oberfläche, das dem Spiel gleich der in stetem Wechsel fortplätschernden Wellen des im tiefsten Grunde bewegten Bades. — Gleichgültig sah Hermenegilda den Bräutigam sterben, aber kaum waren einige Tage vergangen, als sie sich von solch' unaussprechlicher Sehnsucht besessen fühlte, wie sie nur die glühendste Liebe erzeugen kann. Der Sturm des Krieges war verrückt, die Armee wurde proklamirt, man entließ die polnischen Offiziere aus der Gefangenschaft. So geschah es, daß mehrere von Stanislaus Waffenbrüdern sich nach und nach auf des Grafen Gute einfanden. Mit tiefem Schmerz gedachte man jener unglücklichen Tage, aber auch mit hoher Begeisterung des Löwenmuths, womit alle, aber keine mehr als Stanislaus, gekämpft. Er hatte die zurückbleibenden Bataillone, da, wo schon alles verloren schien, aufs neue ins Feuer geführt, es war ihm gegliückt, die feindlichen Reiheln mit seiner Reiterei zu durchbrechen.

Das Schicksal des Tages wankte, da traf ihn eine Kugel, und mit dem Ausruf: Vaterland — Hermenegilda! fürzte er im Blut gebadet vom Pferde herab. Jedes Wort dieser Erzählung war ein Dolchstich, der tief in Hermenegilda's Herz fuhr. „Nein! ich wußt' es nicht, daß ich ihn unaussprechlich liebte seit dem ersten Augenblick, als ich ihn sah! — Welch ein höllisches Blendwerk konnte mich Kermise verführen, daß ich zu ihm gedachte ohne ihn, der mein einziges Leben ist! — Ich habe ihn in den Tod geschickt — er kehrt nicht wieder!“ — So brach Hermenegilda aus in stürmische Klagen, die allen in die Seele drangen. Schlaslos, von steter Unruhe gefortert, durchirrte sie zur Nachtzeit den Park, und, als vermöge der Nachtwind ihre Worte hingetragen zu dem fernem Geliebten, rief sie in die Lüste hinein: „Stanislaus — Stanislaus — kehre zurück — ich bin es — Hermenegilda ist es, die Dich ruft — höre Du mich denn nicht — kehre zurück, sonst muß ich vergehen in banger Sehnsucht, in trostloser Verzweiflung!“ —

Hermenegilda's überreizter Zustand schien übergehen zu wollen in wirklichen hellen Wahnwitz, der sie zu tausend Thorheiten trieb. Graf Nepomuk, vollummer und ängst um das geliebte Kind, glaubte das ärztliche Hülf hier vielleicht wirksam seyn könnte, und es gelang ihm in der That einen Arzt zu finden, der es sich gefallen ließ, einige Zeit auf dem Gute zu bleiben und sich der Leidenden anzuwenden. So richtig berechnet seine mehr psychische als physische Curmethode aber auch seyn mochte, so wenig sich ihre Wirkung auch ganz abzulagern ließ, so blieb es doch zweifelhaft, ob vom wirklichen Geistes niemals die Rede würde seyn können, da nach langer Stille sich ganz unerwartet wieder die seltsamsten Phantasmen einstellten. Ein eignes Abentheuer gab der Sache eine andere Wendung. Hermenegilda hatte eben den kleinen Uhlanen, ein Püppchen, das sie sonst wie den Geliebten ans Herz gedrückt, dem sie die süßsten Namen gegeben, unwillig in's Feuer geworfen, weil er durchaus nicht singen wollte: Podrosz twoja nam niemila, milsza przyiazu w Kraiw-hyla, etc. Im Begriff, von dieser Expedition in ihr Zimmer zurück zu kehren, befand sie sich auf dem Vorplatz, als es klingend und klirrend hinter ihr her schritt. Sie schaute um sich, erblickte einen Offizier in voller Uniform der französischen Jägergarde, der den linken Arm in der Binde trug, und stürzte mit dem lauten Ruf: „Stanislaus, mein Stanislaus!“ ihm ohnmächtig in die Arme. Der Offizier, eingewurzelt im Boden vor Erstaunen und Ueberraschung, hatte nicht wenig Mühe Hermenegilda, die groß und üppig gebaut, eben keine geringe Last war, mit einem Arm, dessen er nur mächtig, aufrecht zu erhalten. Er drückte sie fest und sicher an sich, und indem er Hermenegilda's Herz an seiner Brust schlagen fühlte, mußte er sich gestehen, daß dies eins der entzückendsten Abentheuer sey, das er je erlebt. Sekunde auf Sekunde verging, der Offizier, ganz entzündet vom Liebesfeuer, das in tausend elektrischen Funken der holden Gestalt, die er in seinen Armen hielt, entströmte, drückte glühende Küsse auf die süßen Lippen. So fand ihn Graf Nepomuk, der aus seinen Zimmern trat. Auch er rief aufschauzend vor Freude: „Graf Stanislaus!“ — In dem Augenblick erwachte Hermenegilda, und umschlang ihn inbrünstig, indem sie ganz außer sich von neuem rief: „Stanislaus! — mein Geliebter! mein Gatte!“ — Der Offizier im ganzen Gesicht glühend, zitternd — außer aller Fassung, trat eilen Schritt zurück, indem er sich sanft Hermenegilda's stürmischer Umarmung entzog. „Es ist der süßeste Augenblick meines Lebens — aber nicht schwelgen will ich in der Seligkeit, die mir nur ein Verthum bereitet — ich

bin ja nicht Stanislaus — ach ich bin es ja nicht.“ — So sprach der Offizier stotternd und zagend, entsetzt prallte Hermenegilda zurück, und als sie sich, den Offizier scharfer in's Auge fassend, überzeugt, daß die freilich ganz wunderbare Aehnlichkeit des Offiziers mit dem Geliebten sie getäuscht, eilte sie fort laut jammernd und klagend. Graf Nepomuk konnte, da der Offizier sich nun als den jüngern Vetter des Grafen Stanislaus, als den Grafen Xaver von N. kund that, es kaum für möglich halten, daß der Knabe in so kurzer Zeit zum kräftigen Jünglinge herangewachsen. Freilich kam hinzu, daß die Strapazen des Kriegs dem Gesicht, der ganzen Haltung, einen männlicheren Charakter gaben, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. Graf Xaver hatte nämlich mit seinem ältern Vetter Stanislaus zugleich das Vaterland verlassen, wie er, französische Kriegsdienste genommen und in Italien gefochten. Damals kaum achtzehn Jahre alt, zeichnete er sich doch bald als besonnener und löwentühner Kriegsheld auf solche Weise aus, daß ihn der Feldherr zu seinem Adjutanten erhob, und jetzt war er, ein zwanzigjähriger Jüngling, schon zum Obersten heraufgestiegen. Erhaltene Wunden nöthigten ihn einige Zeit auszuruhen. Er kehrte in das Vaterland zurück, und Aufträge von Stanislaus an die Geliebte führten ihn auf den Landhof des Grafen Nepomuk, wo er empfangen wurde, als sey er der Geliebte selbst. Graf Nepomuk und der Arzt, beide gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, Hermenegilda, die ganz vernichtet von Scham und bitterm Schmerz, ihr Zimmer nicht verlassen wollte, so lange Xaver im Hause, zu beruhigen, aber umsonst. Xaver war außer sich, daß er Hermenegilda nicht wieder sehen sollte. Er schrieb ihr, daß er unverschuldet eine für ihn unglückliche Aehnlichkeit zu hart büße. Aber nicht ihn allein, sondern den geliebten Stanislaus selbst trübe das von jenem verhängnißvollen Moment erzeugte Mißgeschick, da ihm, dem Ueberbringer süßer Liebesbotschaft, jetzt alle Gelegenheit geraubt worden, ihr selbst, wie er gefollt, den Brief, den er von Stanislaus bei sich trage, einzuhändigen, und noch alles von Mund zu Mund hinzuzufügen, was Stanislaus in der Hast des Augenblicks nicht mehr schreiben konnte. Hermenegilda's Kammerfrau, die Xaver in sein Interesse gezogen, übernahm die Bestellung zur günstigen Stunde, und was dem Vater, dem Arzt nicht gelungen, bewirkte Xaver durch sein Schreiben. Hermenegilda entschloß sich ihn zu sehn. In tiefem Schweigen, mit niedergesenktem Blick empfing sie ihn in ihrem Gemach. Xaver nahte sich mit leisem schwankenden Schritt, er nahm Platz vor dem Sopha, auf dem sie saß, aber indem er sich herabbeugte von dem Stuhl, kniete er mehr vor Hermenegilda, als daß er sah, und so flehte er in den rührendsten Ausdrücken, mit einem Ton, als habe er sich des unverzeihlichsten Verbrechens anzulagen, nicht auf sein Haupt möge sie die Schuld des Irthums laden, der ihn die Seligkeit des geliebten Freundes empfinden lassen. Nicht ihn, nein Stanislaus selbst habe sie in der Wonne des Widersehens umarmt. Er übergab den Brief, und fing an von Stanislaus zu erzählen, wie er mit ächtreitlicher Treue selbst im blutigen Kampf seiner Dame gedienet, wie nur sein Herz glühe für Freiheit und Vaterland u. s. w. Xaver erzählte mit lebendigem Feuer, er riß Hermenegilda hin, die alle Sinnen bald überwunden, den zauberischen Blick ihrer Himmelsaugen unverwandt auf ihn richtete, so daß er, ein neuer, von Turandot's Blick getroffener, Galaf, durchbebt von süßer Wonne, nur mühsam die Erzählung fortspann. Ohne es selbst zu wissen, bedrängt von dem innern Kampf gegen die Leidenschaft, die in hellen Flammen aufblühen wollte, verlor er sich in die weittäufige Beschreibung einzelner Gefechte. Er sprach von Cavallerie:

angriffen — gesprengten Massen — eroberten Batterien. — Ungebuldig unterbrach ihn Hermenegilda, indem sie rief: „O, weg mit diesen blutigen Szenen eines Schauspiels der Hölle — sage! — sage mir nur, daß er mich liebt, daß Stanislaus mich liebt!“ — Da ergriff Kaver, ganz ermutigt, Hermenegilda's Hand, die er heftig an seine Brust drückte. „Höre ihn selbst, Deinen Stanislaus!“ so rief er, und nun strömten die Beteuerungen der glühendsten Liebe, wie sie nur dem Wahnsinn der verzehrendsten Leidenschaft eigen, von seinen Lippen. Er war zu Hermenegilda's Füßen gesunken, sie hatte ihn mit beiden Armen umschlungen, aber indem er schnell aufgesprungen sie an seine Brust drücken wollte, fühlte er sich heftig zurückgestoßen. Hermenegilda sah ihn mit starrm seltsamen Blick an, und sprach mit dumpfer Stimme: „Eitle Puppe, wenn ich Dich auch zum Leben erwärme an meiner Brust, so bist Du doch nicht Stanislaus, und kannst es auch nimmer werden!“ — Hierauf verließ sie das Zimmer mit leisen langsamen Schritten. Kaver sah zu spät seine Unbesonnenheit ein. Daß er bis zum Wahnsinn in Hermenegilda, in die Braut des verwandten Freundes verliebt sey, fühlte er nur zu lebhaft, eben so aber auch, daß er bei jedem Schritt, den er zu Gunsten seiner thörichtesten Leidenschaft zu thun gedonnen, sich würde treulosen Freundschaftsbruch vorwerfen müssen. Schnell abreifen, ohne Hermenegilda wieder zu sehen, das war der heroische Entschluß, den er wirklich auf der Stelle so weit ausführte, daß er zu packen und seinen Wagen anzuspinnen befahl. Graf Nepomuk war hoch verwundert, als Kaver von ihm Abschied nahm; er bot alles auf ihn festzuhalten, doch mit einer Festigkeit, mehr von einer Art Krampf, als von wahrer Heißhärte erzeugt, blieb Kaver dabei, daß besondere Ursachen ihn forttrieben. Den Säbel umgeschnallt, die Feldmütze in der Hand, stand er in der Mitte des Zimmers, der Bediente mit dem Mantel auf dem Vorsaal — Unten vor der Thüre wickelten ungeduldig die Pferde. — Da ging die Thüre auf, Hermenegilda trat herein, mit unbeschreiblicher Annuth schritt sie auf den Grafen zu, und sprach holdselig: „Sie wollen fort, lieber Kaver? — und noch so vieles daucht ich von meinem geliebten Stanislaus zu hören! — Wissen Sie wohl, daß mich Ihre Erzählungen wunderbar trösten?“ — Kaver schlug hocherröthend die Augen nieder, man nahm Plag, Graf Nepomuk versicherte einmal über das andere, seit vielen Monaten habe er Hermenegilda nicht in dieser heitern unbefangenen Stimmung gesehen. Auf seinen Wink wurde, da die Zeit herangekommen, die Abendtafel in demselben Zimmer bereitet. Der edelste Ungarwein perlte in den Gläsern, und volle Gluth auf den Wangen nippte Hermenegilda aus dem gefüllten Pokal, hochfeiernd das Andenken des Geliebten, Freiheit und Vaterland. Zur Nacht reise ich fort, dachte Kaver im Innern, und frug in der That, als die Tafel aufgehoben, den Bedienten, ob der Wagen warte; der, erwiederte der Bediente, sey längst, wie Graf Nepomuk befohlen, abgepackt und abgespannt in die Remise geschoben, die Pferde fräßen im Stall und Woytsch schnarchte unten auf dem Strohsack. Kaver ließ es dabei bewenden. Hermenegilda's unvermuthete Erscheinung hatte den Grafen überzeugt, daß es nicht allein möglich, sondern auch rathlich und angenehm sey zu bleiben, und von dieser Ueberzeugung kam er zu der andern, daß es nur darauf ankomme sich zu besiegen, das heißt, Ausbrüchen der innern Leidenschaft zu wehren, die, den geisteskranken Zustand Hermenegilda's aufreizend, nur ihm in jeder Hinsicht verderblich werden könnten. Wie dann nun alles sich weiter fügen würde, so beschloß Kaver seine

Betrachtung, sollte selbst Hermenegilda aus ihren Träumen erwacht, die heitere Gegenwart der besten Zukunft vorziehen, das liege dem alles in der Constanzität zusammenwirkender Umstände, und an Treuehaftigkeit, an Freundschaftsbruch sey nicht zu denken. Er sah Kaver andern Tages Hermenegilden wieder sah, wenn es ihm in der That, indem er sorglich auch das Kleinste vermied, was sein zu heißes Blut hätte in Wallen setzen können, seine Leidenschaft niederzukämpfen. In den Schranken der strengsten Sitte bleibend, so hielt ein frohlig Ceremoniell beachtend, gab er nur dem Besprechung die Schwingen jener Galanterie, die den Weibern mit süßen Zucker verderbliches Gift beibringt. Kaver, ein zwanzigjähriger Jüngling, in eigenem Liebeshändeln unerfahren, entfaltete, von dem süßen Taft fürs Böse im Innern geleitet, die Kunst des erfahrenen Meisters. Nur von Stanislaus, von seiner unaussprechlichen Liebe zur süßen Braut, sprach er, aber durch die volle Gluth, die er dann entzündet, wurde er geschickt sein eignes Bild durchschimmern zu lassen, so daß Hermenegilda in arger Verwirrung selbst nicht wußte, wie heide Bilder, das des abwesenden Stanislaus und das des gegenwärtigen Kaver, trennen. Kaver's Gesellschaft wurde bald der aufgeregten Hermenegilda zum Bedürfnis, und so geschah es, daß man sie beinahe beständig, und oft wie im traulichen Liebesgespräch zusammen sah. Die Gewohnheit überwand mehr und mehr Hermenegilda's Scheu, und in eben dem Grade überschritt Kaver jene Schranken des frohlig Ceremoniells, in die er sich Anfangs mit klugem Vorbedacht gebannt hatte. Arm in Arm gingen Hermenegilda und Kaver in dem Park umher, und sorglos ließ sie ihre Hand in der seinigen, wenn er im Zimmer neben ihr sitzend von dem glücklichen Stanislaus erzählte. Kam es nicht auf Staatshandel, auf die Sache des Vaterlandes an, so war Graf Nepomuk eben keines Blickes in die Thüre fähig, er begnügte sich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen im Stande, sein für alles über das todtes Gemüth vermochte die vorüberfließenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu erschüttern, spurlos schwanden sie dahin. Ohne Hermenegilda's inneres Wesen zu ahnen, hielt er es für gut, daß sie endlich die Püppchen, die bei ihrem thörichtesten wahnwitzigen Treiben den Geliebten vorstellten mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauscht, und glaubte mit vieler Schlaubeit vorauszu sehen, daß Kaver, der ihm als Schwiegersohn eben so lieb, bald ganz in Stanislaus Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Kaver glaubte dieses ebenfalls, nun, nachdem ein Paar Monate vergangen, Hermenegilda, so sehr ihr ganzes Wesen auch von dem Achten an Stanislaus erfüllt schien, es sich doch gefüllt ließ, daß Kaver mehr und mehr sich ihr annäherte mit einiger Bewerhung. Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda sich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeschlossen habe, und durchaus niemanden sehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten sey, der sich bald legen werde. Er bat den Grafen Kaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben, wie erstaunte er aber, als Kaver es nicht allein durchaus verweigerte, sich Hermenegilden auf irgend eine Weise zu nähern, sondern sich auch in seinem ganzen Wesen auf eigene Art verändert zeigte. Statt wie sonst beinahe zu keck aufzutreten, war er verschüchtert, als habe er Gespenster gesehen, der Ton seiner Stimme schwankend — der Ausdruck matt und unzufammenhängend. — Er sprach davon, daß er nun durchaus nach Warschau müßte, daß er Hermenegilden wohl niemals wieder sehen werde — daß in der letzten Zeit ihr ver-

störtes Wesen ihm Grauen und Entsetzen erregt — daß er Bericht geleistet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erst in der an Wahnsinn gränzenden Treue Hermenegilda's, die Treulosigkeit, die er an dem Freunde begangen wolle, zu seiner tiefsten Beschämung fühle, daß höchstens Furcht sein einziges Rettungsmittel sey. Graf Nepomuk begriff alles nicht, nur schien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegilda's wahnsinnige Schwärmerei den Jüngling angesteckt. Er suchte ihm dieß zu beweisen, doch umsonst. Xaver widerstrebte um so bestiger, als dringender Nepomuk ihm die Nothwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Hilaritäten heile, folglich sie wieder sehen müsse. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unsichtbarer unwiderstehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, sich in den Wagen warf und davon fuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegilda's Betragen, bestürmte sich nicht mehr um sie und so geschah es, daß mehrere Tage vergingen, die sie ungeschützt, auf ihrem Zimmer eingeschlossen, von niemanden als ihrer Kammerfrau gesehen, zubrachte.

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Helbenthaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falsches Höhenbild, sah Nepomuk eines Tages in seinem Zimmer, als die Thür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Witwenschleier eintrat. Langsam feierlichen Schrittes nahte sie sich dem Grafen, ließ sich dann auf die Knie nieder und sprach mit bebender Stimme: „O mein Vater — Graf Stanislaus, mein geliebter Gatte, ist hinüber — er fiel als Held im blutigen Kampf: — vor Dir kniet seine bejammernswürdige Witwe!“ — Graf Nepomuk mußte dieß um so mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemüthsstimmung Hermenegilda's halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbestinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilda sanft auf, indem er sprach: „Beruhige Dich, liebe Tochter, Stanislaus ist wohl, bald eilt er in Deine Arme.“ — Da athmete Hermenegilda auf wie im schwersten Todesfeufzer und sank von wildem Schmerz zerrissen neben dem Grafen hin in die Polster des Sophas. Doch nach wenigen Sekunden wieder zu sich selbst gekommen, sprach sie mit wunderbarer Ruhe und Fassung: „Daß es mich Dir sagen, lieber Vater! wie ich alles dabei, denn Du mußt es wissen, damit Du in mir die Witwe des Grafen Stanislaus von N. erkennest. — Wißt, daß ich vor sechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südseite unseres Parks befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Wesen dem Geliebten zugewendet, fühlte ich meine Augen sich unwillkürlich schließen, nicht in Schlaf, nein, in einen seltsamen Zustand verfiel ich, den ich nicht anders nennen kann, als waches Träumen. Aber bald schwirrte und brönte es um mich her, ich vernahm ein wildes Getümmel, es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf, und war nicht wenig erstaunt mich in einer Feldbütte zu befinden. Vor mir kniete er selbst — mein Stanislaus. — Ich umschlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Brust — Gelobt sey Gott, rief er, Du lebst. Du bist mein! — Er sagte mir, ich sey gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht gesunken, und ich thörlich Ding erinnerte mich jetzt erst, daß ja Vater Gyprianus, den ich in diesem Augenblick erst zur Feldbütte hinausschreiten sah, uns ja eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geschüßes, unter dem wilden Toben der nahen Schlacht getraut hatte. Der goldne Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs neue den Gatten umarmte, war unbeschreiblich: nie gefühltes namenloses Entzücken des beglückten Weibes durchbebt mein Inneres — mir

schwanden die Sinne — da wehte es mich an mit eiskaltem Frost. — Ich schlug die Augen auf — entsetzlich! mitten im Gemüth der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldbütte, aus der man mich wahrscheinlich gerettet! — Stanislaus bebrängt von feindlichen Reitern — Freunde sprengen heran ihn zu retten — zu spät, von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde.“ — Aufs neue sank Hermenegilda überwältigt von dem entsetzlichen Schmerz ohnmächtig zusammen. Nepomuk eilte nach stärkenden Mitteln, doch es bedurfte ihrer nicht, mit wunderbarer Kraft feste sich Hermenegilda zusammen. „Der Wille des Himmels ist erfüllt,“ sprach sie dumpf und feierlich, „nicht zu klagen ziemt es mir, aber bis zum Tode dem Gatten treu, soll kein irdisches Bündniß mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unser Heil beten, das ist jetzt meine Bestimmung, und nichts soll diese mir verstören.“ Graf Nepomuk mußte mit vollem Recht glauben, daß der innerlich brütende Wahnsinn Hermenegilda's sich durch jene Vision Luft gemacht habe, und da die ruhige Klösterliche Trauer Hermenegilda's um den Gatten kein ausschweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, so war dem Grafen Nepomuk dieser Zustand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus schnell enden mußte, ganz recht. Dieß Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Visionen fallen, so lächelte Hermenegilda schmerzlich, dann drückte sie aber den goldenen Ring, den sie am Finger trug, an den Mund, und benetzte ihn mit heißen Thränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erstaunen, daß dieser Ring wirklich ein ganz fremder war, den er nie bei seiner Tochter gesehen; da es indessen tausend Fälle gab, wie sie dazu gekommen seyn konnte, so gab er sich nicht einmal die Mühe weiter nachzuforschen. Wichtigter war ihm die böse Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenschaft gerathen sey. Hermenegilda fing an auf eigne Weise zu kränkeln, sie klagte oft über eine seltsame Empfindung, die sie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Wesen auf seltsame Art durchbeute. Um diese Zeit kam Fürst Z. mit seiner Gemahlin. Die Fürstin hatte, als Hermenegilda's Mutter frühzeitig starb, ihre Stelle vertreten, und schon deshalb wurde sie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erchrlos vor würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bittersten Behmuth, daß, unerachtet sie für die Wahrheit aller Umstände Rücksicht der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus die überzeugendsten Beweise habe, man sie doch eine wahnsinnige Träumerei schelte. Die Fürstin, von allem unterrichtet und von Hermenegilda's zerrüttetem Gemüthszustande überzeugt, hüthete sich wohl ihr zu widersprechen; sie begnügte sich damit, ihr zu versichern, daß die Zeit alles aufklären werde und daß es wohlgethan sey, sich in frommer Demuth dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerksam wurde die Fürstin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zustande sprach und die sonderbaren Anfälle beschrieb, die ihr Inneres zu verstören schienen. Man sah, wie die Fürstin mit der ängstlichsten Sorgfalt über Hermenegilda wachte, und wie ihre Bekümmerniß in dem Grade stieg, als Hermenegilda sich ganz zu erholen schien. Die todtblasenden Wangen und Lippen rötheten sich wieder, die Augen verloren das düstre unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgemagerten Formen rundeten sich mehr und mehr, kurz, Hermenegilda blühte ganz auf in voller Jugend und Schönheit. Und doch schien die Fürstin sie für kränker als jemals zu halten, denn: „Wie ist Dir, was hast Du, mein Kind? — Was fühlst Du?“ so frug sie, quälende Besorgniß im Blick, sobald Hermenegilda nur seufzte oder im mindesten erblaßte. Graf Nepomuk, der Fürstin, die Fürstin beratheten sich, was es denn nun werden solle mit Hermenegilda und ihrer siren

Idee, Stanislaus Witwe zu seyn. „Ich glaube leider,“ sprach der Fürst, „daß ihr Wahnsinn unheilbar bleiben wird, denn sie ist körperlich kerngesund, und nährt den zerrütteten Zustand ihrer Seele mit voller Kraft. — „Ja,“ fuhr er fort, als die Fürstin schmerzlich vor sich hinblickte, „sie ist kerngesund, unerachtet sie zur Ungebühr und zu ihrem offenbaren Nachtheil wie eine Kranke gepflegt, gehätschelt und geängstet wird.“ Die Fürstin, welche diese Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und sprach rasch und entschieden: „Nein! — Hermenegilda ist nicht krank, aber läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß sie sich vergangen haben könnte, so würde ich überzeugt seyn, daß sie sich in guter Hoffnung befindet.“ Damit stand sie auf und verließ das Zimmer. Wie vom Blitz getroffen starrten sich Graf Nepomuk und der Fürst an. Dieser, zuerst das Wort aufnehmend, meinte, „daß seine Frau auch zuweilen von den sonderbarsten Visionen heimgesucht werde.“ Graf Nepomuk sprach aber sehr ernst: „Die Fürstin hat darin Recht, daß ein Vergehen der Art von Seiten Hermenegilda's durchaus im Reich der Unmöglichkeit liegt; wenn ich Dir aber sage, daß als Hermenegilda gestern vor mir herging, mir es selbst wie ein närrischer Gedanke durch den Sinn fuhr: Nun seht einmal, die junge Wittve ist ja guter Hoffnung; daß dieser Gedanke offenbar nur durch das Betrachten ihrer Gestalt erzeugt werden konnte, wenn ich Dir das alles sage, so wirst Du es natürlich finden, wie die Worte der Fürstin mich mit trüber Besorgniß, ja mit der peinlichsten Angst erfüllen.“ „So muß,“ erwiederte der Fürst, „der Arzt oder die weise Frau entscheiden, und entweder das vielleicht voreilige Urtheil der Fürstin vernichtet oder unsere Schande bestätigt werden.“ Mehrere Tage schwankten Beide von Entschluß zu Entschluß. Beiden wurden Hermenegilda's Formen verdächtig, die Fürstin sollte entscheiden, was jetzt zu thun. Sie verwarf die Einmischung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hülfen wohl erst in fünf Monaten nötig seyn werde. „Welche Hülfen?“ schrie Graf Nepomuk entsetzt. „Ja,“ fuhr die Fürstin mit erhöhter Stimme fort, „es ist nun gar kein Zweifel mehr, Hermenegilda ist entweder die verruchteste Heuchlerin, die jemals geboren, oder es waltet ein unerforschliches Geheimniß — genug, sie ist guter Hoffnung!“ — Ganz erarrt vor Schreck fand Graf Nepomuk keine Worte; eoblich sich mühsam ermannend beschwor er die Fürstin, koste es was es wolle, von Hermenegilda selbst zu erforschen, wer der Unglückselige sey, der die unaussprechliche Schmach über sein Haus gebracht. „Noch,“ sprach die Fürstin, „ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zustand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr sagen werde, wie es um sie steht, verspreche ich mir Alles. Ueberrascht, wird sie die Larve der Heuchlerin fallen lassen, oder es muß sich sonst ihre Unschuld auf eine wunderbare Weise offenbaren, unerachtet ich es auch nicht zu träumen vermag, wie dieß sollte geschehen können.“ — Noch denselben Abend war die Fürstin mit Hermenegilda, deren mütterliches Ansehen mit jeder Stunde zuzunehmen schien, allein auf ihrem Zimmer. Da ergriff die Fürstin das arme Kind bei beiden Armen, blickte ihr scharf ins Auge und sagte mit schneidendem Ton: „Siehe, Du bist guter Hoffnung!“ Da schlug Hermenegilda den wie von himmlischer Wonne verklärten Blick in die Höhe, und rief mit dem Tone des höchsten Entzückens: „O Mutter, Mutter, ich weiß es ja! — Lange süßt' ich es, daß ich, siel auch der theure Gatte unter den mörderischen Streichen der wilden Feinde, dennoch unaussprechlich glücklich seyn sollte. Ja! — jener Moment meines höchsten irdischen Glücks lebt in mir fort, ich werde ihn ganz wieder haben, den geliebten

Gatten in dem theuern Pfande des süßen Bundes.“ Die Fürstin war es, als finge sich alles an um sie zu drehen, als wollten ihr die Sinne schwinden. Die Wabe des Hermenegilda's Ausdruck — ihr Entzücken, ihre wahre Verklärung ließ keinen Gedanken an erweichliches Wesen, an Trug aufkommen, und doch konnte nur tiefer Wahnsinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten Gedanken ganz erfasst, stieß die Fürstin Hermenegilda von sich, indem sie heftig rief: „Wahnsinn! Ein Traum hat Dich in den Zustand versetzt, der Schmach und Schande über uns alle bringt! — Geh! Du, daß Du mich mit albernen Mährchen zu untergehen vermagst? Besinne Dich — laß alle Ereignisse der vorigen Tage Dir vorübergehen. Ein wahres Bekenntniß kann uns vielleicht verhehlen.“ — In Thränen gebadet, ganz aufgelöst von heftigem Schmerz sank Hermenegilda vor der Fürstin auf die Knie und jammerte: „Mutter, auch Du schiltst mich eine Träumerin, auch Du glaubst nicht daran, daß die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich sein Weib bin? — Aber sieh doch nur hier den Ring an meinem Finger — was sage ich! — Du, Du kennst ja meinen Zustand, ist denn das nicht genug, Dich zu überzeugen, daß ich nicht träumte?“ Die Fürstin nahm mit dem tiefsten Erstaunen wahr, daß Hermenegilda den Gedanken eines Vergehens gar nicht einkam, daß sie die Bedeutung darauf gar nicht aufzufaßt, gar nicht verstand. Der Fürstin ihre Hände heftig an die Brust drückend, flehte Hermenegilda immer fort, sie möge doch nur jagen, da es ihr Zustand außer Zweifel setze, an ihren Gatten glauben, und die ganz bestürzte, ganz außer sich gefetzte Frau wußte in der That selbst nicht mehr, was sie der Armen sagen, welchen Weg sie überhaupt einschlagen sollte, dem Geheimniß, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen. Erst nach mehreren Tagen erklärte die Fürstin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich sey, von Hermenegilda, die sich von dem Gatten schwanger glaube, mehr heraus zu bringen, als wovon sie selbst im Innersten der Seele überzeugt sey. Die Männer voller Zorn schalteten Hermenegilda eine Heuchlerin, und insonderheit schwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel sie nicht von dem wahnwitzigen Gedanken, ihm ein abgeschmacktes Mährchen aufzusuchen, zurückbringen würden, er es mit strengen Maßregeln versuchen werde. Die Fürstin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zwecklose Grausamkeit sey würde. Ueberzeugt sey sie nehmlich, wie gesagt, daß Hermenegilda keinesweges heuchelte, sondern daran, was sie sagte, mit voller Seele glaube. „Es gibt,“ fuhr sie fort, „noch manches Geheimniß in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außer Stande sind. Wie, wenn das lebhafteste Zusammenvirken des Gedankens auch eine physische Wirkung haben könnte, wie wenn eine geistige Zusammenkunft zwischen Stanislaus und Hermenegilda sie in den uns unerklärlichen Zustand versetzte?“ Ueberachtet aller Berns, aller Bedrängniß des fatalen Augenblicks konnten sich der Fürst und Graf Nepomuk doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürstin diesen Gedanken äußerte, den die Männer den subtilsten nannten, der ja das Menschliche ätherisirt habe. Die Fürstin, blutroth im ganzen Gesicht, meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß sie das ganze Verhältniß, in das ihr armes Kind, an dessen Unschuld sie unbedingt glaube, gerathen, anstößig und abscheulich finde, und daß eine Reise, die sie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beste Mittel sey, sie der Arglist, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit diesem Vorschlage sehr zufrieden, denn da Hermenegilda selbst gar kein Geheimniß aus ihrem Zustande machte, so mußte sie, sollte ihr Ruf über

schon klohen, freilich aus dem Kreise der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten sich alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängstigende Gebotnis selbst, als er nur die Möglichkeit sah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterste war, zu verbergen; und der Fürst urtheilte sehr richtig, daß bei der seltsamen Lage der Dinge, bei Hermenegilda's unerbeutlichem Gemüthszustande freilich gar nichts anders zu thun sey, als die Auflösung des wunderbaren Räthsels der Zeit zu überlassen. Eben wollte man nach geschlossener Beratung auseinander gehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Kaver von N. über alle neue Verlegenheit, neue Kümmeris brachte. Erhißt von dem scharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Haß eines von wider Leidenschaft getriebenen, stürzte er ins Zimmer und rief, ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit starker Stimme: „Er ist todt, Graf Stanislaus! — nicht in Gefangenschaft gerieth er — nein — er wurde niedergeboren von den Feinden — hier sind Beweise!“ — Damit steckte er mehrere Briefe, die er schnell hervorgerissen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieser fing ganz bestürzt an zu lesen. Die Fürstin sah in die Blätter hinein, kaum hatte sie wenige Zeilen ersahet, als sie mit zum Himmel emporgerichtetem Blick die Hände zusammenschlug und schmerzlich ausrief: „Hermenegilda! — armes Kind! welches unerforschliche Geheimnis!“ — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus Tobestag gerade mit Hermenegilda's Angabe zusammentraf, daß sich alles so begeben, wie sie es in dem verhängnisvollen Augenblick geschaut hatte. „Er ist todt,“ sprach nun Kaver rasch und feurig, „Hermenegilda ist frei, mir, der ich sie liebe wie mein Leben, steht nichts mehr entgegen, ich bitte um ihre Hand!“ — Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten, der Fürst nahm das Wort und erklärte, daß gewisse Umstände es ganz unmöglich machten, jetzt auf seinen Antrag einzugehen, daß er in diesem Augenblick nicht einmal Hermenegilda sehen könne, daß es also das Beste sey, sich wieder schnell zu entfernen, wie er gekommen. Kaver entgegnete, daß er Hermenegilda's zerrütteten Gemüthszustand, von dem wahrscheinlich die Rede sey, recht gut kenne, daß er dieß aber um so weniger für ein Hindernis halte, als gerade seine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zustand enden würde. Die Fürstin versicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geschworen, jede andere Verbindung darüber verwerfen würde, übrigens besinde sie sich gar nicht mehr auf dem Schlosse. Da lachte Kaver laut auf, und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfte er; Hermenegilda's Herz zu rühren, das solle man nur ihm überlassen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungestüme Zubringlichkeit erklärte Graf Nepomuk, daß er in diesem Augenblicke vergebens auf seine Einwilligung hoffe und nur sogleich das Schloß verlassen möge. Graf Kaver sah ihn starr an, öffnete die Thür des Vorfaßs und rief hinaus, Wojcisch solle den Mantelsack hereinbringen, die Pferde abfarteln und in den Stall führen. Dann kam er in's Zimmer zurück, warf sich in den Lehnstuhl, der dicht am Fenster stand, und erklärte ruhig und ernst: Gehe er Hermenegilda gesehen und gesprochen, werde ihn nur off ne Gewalt vom Schlosse wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müsse, daß er seiner Seite das Schloß verlasse. Alle, Graf Nepomuk, der Fürst und seine Gemahlin gingen hierauf aus dem Zimmer, um so schnell als möglich Hermenegilda fortzuschaffen. Der Zufall wollte indessen, daß sie gerade in dieser Stunde, ganz wider ihre sonstige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Kaver, durch das

Fenster blickend, an dem er saß, gewahrte sie ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park, und erreichte endlich Hermenegilda, als sie eben in jenen verhängnisvollen Pavillon an der Südseite des Parks trat. Ihr Zustand war nun schon beinahe jedem Auge sichtbar. „O all' ihr Mächte des Himmels!“ rief Kaver, als er vor Hermenegilda stand, dann stürzte er aber zu ihren Füßen, und beschwor sie unter den heiligsten Bekehrungen seiner gläubigsten Liebe, ihn zum glücklichsten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer sich vor Schreck und Ueberraschung, sagte ihm: „Ein böses Geschick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu stören — niemals, niemals würde sie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines andern werden.“ Als nun aber Kaver nicht aufhörte mit Bitten und Bekehrungen, als er endlich in toller Leidenschaft ihr vorhielt, daß sie sich selbst täusche, daß sie ihm ja schon die süßesten Liebesaugenblicke geschenkt, als er, aufgesprungen vom Boden, sie in seine Arme schließen wollte, da rief sie ihn, den Tod im Antlitz, mit Abscheu und Berachtung zurück, indem sie rief: „Glender, selbstsüchtiger Thor, eben so wenig, wie Du das süße Pfand meines Bundes mit Stanislaus vernichten kannst, eben so wenig vermagst Du mich zum verbrecherischen Bruch der Treue zu verführen — Fort aus meinen Augen!“ Da streckte Kaver die geballte Faust ihr entgegen, lachte laut auf in wildem Hohn und schrie: „Wahnsinnige, brachst Du denn nicht selbst jenen albernen Schwur? — Das Kind, das Du unter dem Herzen trägst, mein Kind ist es, mich unarmtest Du hier an dieser Stelle — mein Kind ist es, die Hölle warst Du und bleibst Du, wenn ich Dich nicht erbebe zu meiner Gattin.“ — Hermenegilda blickte ihn an, die Bluth der Hölle in den Augen, dann kreischte sie auf: „Ungeheuer!“ und sank wie zum Tode getroffen nieder auf den Boden.

Wie von allen Furien verfolgt, rannte Kaver in das Schloß zurück, er traf auf die Fürstin, die er mit Ungestüm bei der Hand ergriff und hineinzog in die Zimmer. „Sie hat mich verworfen mit Abscheu — mich, den Vater ihres Kindes!“ „Um aller Heiligen willen! Du? — Kaver! — mein Gott!“ — sprach wie war es möglich?“ — so rief von Entsetzen ergriffen die Fürstin. „Mag mich verdammen,“ fuhr Kaver gefasster fort, „wer da will, aber glüht ihm gleich mir das Blut in den Adern, gleich mir wird er in einem solchen Moment sündigen.“ — In dem Pavillon traf ich Hermenegilda in einem seltsamen Zustande, den ich nicht zu beschreiben vermag. Sie lag wie fest schlafend und träumend auf dem Kanapee. Kaum war ich eingetreten, als sie sich erhob, auf mich zukam, mich bei der Hand ergriff und feierlichen Schritte durch den Pavillon ging. Dann kniete sie nieder, ich that ein gleiches, sie betete und ich bemerkte bald, daß sie im Geiste einen Priester vor uns sah. Sie zog einen Ring vom Finger, den sie dem Priester darreichte, ich nahm ihn und steckte ihr einen goldnen Ring an, den ich von meinem Finger zog, dann sank sie mit der inbrünstigsten Liebe in meine Arme — Als ich entfloß, lag sie in tiefem bewusstlosem Schlaf.“ — „Entsetzlicher Mensch! — ungeheurer Frevel!“ schrie die Fürstin ganz außer sich. — Graf Nepomuk und der Fürst traten hinein, in wenigen Worten erfuhren sie Kavers Bekenntnisse, und wie tief wurde der Fürstin zartes Gemüth verwundet, als die Männer Kavers frevelliche That sehr verzeihlich und durch seine Verbindung mit Hermenegilda gesühnt fanden. „Nein,“ sprach die Fürstin, „nimmer wird Hermenegilda dem die Hand als Gattin reichen, der es wagte, wie der hässliche Geist der Hölle, den höchsten Moment ihres Lebens mit dem ungeheuersten Frevel zu vergiften.“ „Sie wird,“ sprach Graf Kaver mit kaltem, höhendem Stolz, „mir die Hand reichen müssen, um ihre Ehre zu retten

— ich bleibe hier und alles fügt sich! — In diesem Augenblick entstand ein dumpfes Geräusch, man brachte Hermenegilda, die der Gärtner im Pavillon leblos gefunden, in das Schloß zurück. Man legte sie auf das Sopha; ehe es die Fürstin verhindern konnte, trat Zaver hinan und faßte ihre Hand. Da fuhr sie mit einem entsetzlichen Schrei, nicht menschlicher Ton, nein, dem schneidenden Zammerlaut eines wilden Thiers ähnlich, in die Höhe und starrte in gräßlicher Verzückung den Grafen mit funkensprühenden Augen an. Der taumelte wie vom tödtenden Blitz getroffen zurück und staltte kaum verständlich: „Pferde!“ — Auf den Wink der Fürstin brachte man ihn herab — „Wein! — Wein!“ schrie er, stürzte einige Gläser hinunter, warf sich dann erkräftigt auf's Pferd und jag davon. — Hermenegilda's Zustand, der aus dem dumpfen Wahnstinn in wilde Raserei übergehen zu wollen schien, änderte auch Nepomuk's und des Fürsten Geminnungen, die nun erst das Entsetzliche, Unföhrbare von Zaver's That einsahen. Man wollte nach dem Arzt senden, aber die Fürstin verwarf alle ärztliche Hülfe, wo nur geistlicher Trost vielleicht wirken könne. Statt des Arztes erschien also der Carmelitermönch Cyprianus, Beichtvater des Hauses. Auf wunderbare Weise gelang es ihm, Hermenegilda aus der Bewußtlosigkeit des fieren Wahnsinns zu erwecken. Noch mehr! — bald wurde sie ruhig und gefaßt; sie sprach ganz zusammenhängend mit der Fürstin, der sie den Wunsch äußerte, nach ihrer Niederkunft ihr Leben im Cisterzienser Kloster zu N. in steter Reue und Trauer hinzubringen. Ihren Trauerkleidern hatte sie Schleier hinzugefügt, die ihr Gesicht undurchdringlich verhüllten, und die sie niemals lüpfte. Vater Cyprianus verließ das Schloß, kam aber nach einigen Tagen wieder. Unterdessen hatte der Fürst Z. an den Bürgermeister zu L. geschrieben, dort sollte Hermenegilda ihre Niederkunft abwarten, und von der Keblissin des Cisterzienser Klosters, einer Verwandten des Hauses, dahingebracht werden, während die Fürstin nach Italien reiste, und angeblich Hermenegilda mitnahm. — Es war Mitternacht, der Wagen, der Hermenegilda nach dem Kloster bringen sollte, stand vor der Thüre. Von Gram gebeugt, erwartete Nepomuk, der Fürst, die Fürstin, das unglückliche Kind, um von ihr Abschied zu nehmen. Da trat sie in Schleier gehüllt, an der Hand des Mönchs, in das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer. Cyprianus sprach mit feierlicher Stimme: „Die Kopenschwester Colesina sundigte schwer, als sie sich noch in der Welt befand, denn der Frevler des Teufels besetzte ihr reines Gemüth, doch ein unaufhebliches Gelübde bringt ihr Trost — Ruhe und ewige Seligkeit! — Nie wird die Welt mehr das Antlitz schauen, dessen Schönheit den Teufel anlockte — Schaut her! — so beginnt und vollendet Colesina ihre Buße!“ Damit hob der Mönch Hermenegilda's Schleier auf, und schneidendes Weh durchfuhr alle, da sie die blaße Todtenlarve erblickten, in die Hermenegilda's einziges Antlitz auf immer verschlossen! — Sie schied, keines Wortes mächtig, von dem Vater, der ganz aufgelöst von verzehrendem Schmerz nicht mehr leben zu können dachte. Der Fürst, sonst ein gefaßter Mann, badete sich in Thränen, nur der Fürstin gelang es, mit aller Macht den Schrecken jenes grauenvollen Gelübdes niederzukämpfen, sich aufrecht zu erhalten in milder Fassung. —

Wie Graf Zaver Hermenegilda's Aufenthalt und sogar den Umstand, daß das geborne Kind der Kirche geweiht seyn sollte, erfahren, ist unerklärlich. Wenig nuzte ihm der Raub des Kindes, denn als er nach P. gekommen, und es in die Hände einer vertrauten Frau zur Pflege geben wollte, war es nicht, wie er glaubte, von der Kälte ohnmächtig geworden, sondern todt. Darauf verschwand

Graf Zaver spurlos, und man glaubte, er habe sich den Tod gegeben. Mehrere Jahre waren vergangen, als der junge Fürst Boteslaw von Z. auf seinen Reisen nach Neapel in die Nähe des Posillippo kam. Dort in der gemuthigsten Gegend liegt ein Kamaldulenser Kloster, zu dem der Fürst beraufstieg, um eine Aussicht zu genießen, die ihm als die reizendste in ganz Neapel geschildert worden. Eben im Begriff, auf die herauspringende Felsenspitze im Garten zu treten, die ihm als der schönste Punkt beschrieben, bemerkte er einen Mönch, der vor ihm mit einem großen Stein Platz genommen und, ein aufgeschlagenes Gebetbuch auf dem Schooß, in die Ferne hinaus schaute. Sein Antlitz, in den Grundzügen noch jugendlich, war nur durch tiefen Gram erschleutert. Dem Fürsten kam, als er den Mönch näher und näher betrachtete, eine dunkle Erinnerung. Er schlich näher heran und es fiel ihm gleich ins Auge, daß das Gebetbuch in polnischer Sprache abgefaßt war. Darauf retrete er den Mönch polnisch an, dieser wandte sich voller Schreck um, kaum hatte er aber den Fürsten erblickt, als er ihn Geziht verhält und schnell, wie vom bösen Geist angetrieben, durch die Gebüsche entflo. Fürst Boteslaw versicherte, als er dem Grafen Nepomuk das Abenteuer erzählte, dieser Mönch sey niemand anders gewesen, als der Graf Zaver von R.

Das steinerne Herz,

Jedem Reisenden, der bei guter Tageszeit sich dem Städtchen G. von der südlichen Seite bis auf eine halbe Stunde Weges genähert, fällt der Landstraße rechts ein stattliches Landhaus in die Augen, welches mit seinen wunderlichen, bunten Zinnen aus feinstem Giebelwerk emporsteigt. Dieses Gebüsch umkränzt den wellläufigen Garten, der sich, in weiter Strecke Westwärts hinzieht. Kommt du einmal, vielgeliebter Leser! des Weges, so scheue weiter den kleinen Aufenthalt deiner Reise, noch das kleine Trinkgeld, das du etwa dem Gärtner geben dürftest, sondern steige fein aus dem Wagen, und laß dir Haus und Garten aufschließen, vorgehend, du hättest den verstorbenen Eigentümer des gemuthigen Landhauses, den Hofrath Reutlinger in G., recht gut gekannt. Im Grunde genommen kanntest du dieß alsdann mit gutem Fug thun, wenn es dir gefallen sollte, alles, was ich dir zu erzählen eben im Begriff stehe, bis ans Ende durchzulesen; denn ich hoffe, der Hofrath Reutlinger soll dir alsdann mit all seinem sanfterbaren Thun und Treiben so vor Augen stehen, als ob du ihn wirklich selbst gekannt hättest. Schon von weiten findest du das Landhaus auf alterthümliche, arabischer Weise mit bunten, gemalten Zierrathen verziert, wo klagst mit Recht über die Geschmacklosigkeit dieser zum Theil widersinnigen Wandgemälde, aber bei näherer Betrachtung weßt dich ein besonderer, wunderbarer Geist aus diesen bemalten Steinen an, und mit einem leisen Schauer, der dich überläuft, trittst du in die weite Vorhalle. Auf den in Felder abgetheilten, mit weißem Gipsmarmor bekleideten Wänden erblickst du mit grellen Farben gemalte Arabesken, die in den wunderbarlichsten Verschlingungen, Menschen und Thiergehalten, Blumen, Früchte, Gesteine, darstellen, und deren Bedeutung du ohne weitere Verbeutlichung zu ahnen glaubbst. Im Saal, der den untern Stock in der Breite einnimmt, und bis über den zweiten Stock hinaufsteigt, scheint in vergoldeter Bilderei alles das plastisch ausgeführt, was erst durch Gemälde angedeutet wurde. Du wirst im ersten Augenblick vom verdorrnen Gesicht des Sechzehnters Ludwig des Bierzehnten reden, du wirst weißlich